Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 20

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643748

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 2

Professor Krusius, der berühmte Chirurg, war der Bekannte, den Sie im Sinn hatte. Er und dieser Herbert Medow hatten die gleichen Augenpartien, denselben Blick, doch das war auch ihre einzige Ähnlichkeit. Konnten Beziehungen zwischen dem ausgezeichneten Arzt und dem jungen Menschen, der im Gefängnis saß, bestehen? Nein, der bloße Gedanke war lächerlich. Ihre überreizten Nerven spielten ihr sicher einen Streich, und sie täuschte sich.

Sie schaltete die Lampe mit dem grünen Schirm aus, ging an das Fenster und sah hinaus. Draußen erwachte der Tag, das Leben begann. Hier drinnen war eine alte Frau gestorben, und wer wußte etwas davon? Doch — ihr Wille und ihr Denken waren nicht tot. Thea hatte versprochen, über das Grab hinaus ihren Willen zu vollziehen — — —

In genau drei Wochen stand sie vor der Aufgabe, einen unbekannten Menschen von dem Gefängnis abzuholen. Ob er bis dahin schon seitens der Krankenhausverwaltung über den Tod seiner Mutter informiert worden war, wußte Thea nicht zu sagen. Wahrscheinlich war das der Fall. Wie würde die Nachricht auf ihn wirken? Wie würde er sich gegenüber Thea einstellen?

Sie seufzte und sah sich um.

Die Schwester hatte den dampfenden Kaffee für sie hereingebracht.

Zweites Kapitel.

Professor Dr. Bernhard Krusius war noch ziemlich jung, auf jeden Fall sehr jung für das Ansehen, das er als Gelehrter, Arzt und Chirurg genoß. Abgesehen davon spielte er eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft, und er besaß eine beneidenswerte Privatpraxis, die hauptsächlich von den Familien der oberen Zehntausend besucht wurde. Draußen, in einem der schönsten Villenvororte, hatte er ein großes Haus, und die Besucher, die sich hier einstellten, wurden von einem Diener empfangen. Während der Sprechstunden, an bestimmten Nachmittagen von 3—4 Uhr, standen fast immer mehrere Privatwagen vor der Tür.

Man erzählte, daß Krusius ein beträchtliches Vermögen besitze und man flüsterte sich im Vertrauen die Summe zu, die er jährlich nur für seine Angestellten, seine Autos und für sonstige Repräsentationen ausgab. Vielleicht entsprach das alles auch so ziemlich der Wahrheit, was allerdings nur wenigen bekannt war, das war die Tatsache, daß Krusius sehr häufig bedürftigen Kranken seine Dienste ganz umsonst zukommen ließ.

Er saß jetzt in seinem Privat-Sprechzimmer. Der Raum war gediegen und elegant eingerichtet. Ein Blumenstrauß stand auf einem kleinen Tisch am Fenster, ein anderer Strauß auf dem Schreibtisch. Daneben stand in einem schwersilbernen Rahmen das Bild einer ungewöhnlich hübschen jungen Dame, das die eigenhändige Widmung aufwies: „Bernhard in ewiger Liebe von Charlotte."

Charlotte Berkenfeld war die junge Dame, mit der Krusius verlobt war, und die er im kommenden Frühjahr zu heiraten gedachte. Sie war die einzige Tochter eines der reichsten Männer der Stadt, von Christian Berkenfeld, der zahlreiche Industrieunternehmen kontrollierte. Für Charlotte hatte es bisher keinen Wunsch gegeben, den ihr Vater ihr nicht zu erfüllen vermochte.

Die Meinungen über diese bevorstehende Ehe gingen auseinander. Die einen fanden das alles ganz in Ordnung. Andere dagegen, die Krusius und Charlotte genau kannten, zweifelten daran, daß ihre Verbindung eine glückliche werden konnte. Beide waren sehr verschiedene Charaktere. Krusius war zwölf Jahre älter als Charlotte und diese fühlte sich wohl in eleganten Gesellschaften und auf Rennplätzen zu Hause, doch war es sehr fraglich, ob sie einem Arzt, einem geistigen Arbeiter und nach innen gekehrten Menschen, wie Krusius es war, ein Heim bereiten konnte.

Die beiden selbst machten sich darüber keine Gedanken. Charlotte verachtete alle Kritiker als neidische Menschen und Krusius — er liebte Charlotte, und er war viel zu beschäftigt, um sich Sorgen zu machen.

Die Uhr schlug vier. Krusius hatte die letzte Konsultation für heute beendet. Die Patientin war eine Dame in mittleren Jahren, die ihn ängstlich ansah.

„Sie — — — Sie meinen, Herr Professor, daß die Operation günstig verlaufen wird?" sagte sie. „Sie sprechen also mein Todesurteil nicht aus — — —?"

Ihre Stimme bebete, und sie hatte Tränen in den Augen. Krusius lächelte. Ein sonniges Lächeln verwandelte sein sonst so ernstes Gesicht und ließ ihn jünger erscheinen.

„Wie kommen Sie darauf, gnädige Frau?" fragte er.

„Ich weiß selber nicht, aber — — — Ich habe schlimme Vorahnungen", erwiderte Frau Steinbach. „Ich habe immer Schmerzen gehabt und nachts nicht schlafen können. Da kamen die Gedanken von selber. Ich habe versucht, zu denken: das ist alles Unsinn und Einbildung. Es ist wirklich nicht so gefährlich. Du wirst wieder gesund. Aber — — — es war nicht überzeugend ...

Die Schmerzen wurden immer unerträglicher, mein Hausarzt tat sein Bestes, aber er riet mir schließlich doch, einen Spezialisten aufzusuchen. Da bin ich dann zu Ihnen gekommen, Herr Professor. Und Sie können sich gar nicht vorstellen, was ich für Angst vor Ihnen gehabt habe — — — Das klingt komisch, nicht wahr, Herr Professor, da wir uns doch kannten. — — Sie werden sich gewiß auch an das Wohltätigkeitsfest im letzten Winter bei Konsul Petersens erinnern — — —"

Krusius nickte.

„Ich habe Sie gleich erkannt, Frau Steinbach", sagte er. „Haben wir damals nicht getanzt? Wir tranken dann ein Glas Sekt zusammen — — War es nicht so?"

Er sah, wie die Farbe in ihre Wangen kam, und er fühlte, daß seine Worte ihr Freude machten.

Er kannte sie besser, als sie annahm, und außerdem hatte er sich aus ihren Worten schon längst ein Bild über ihr Wesen gemacht. Das Geschäft ihres Gatten stand nicht gut. Er hatte zu kämpfen. Trotzdem wollte sie nichts entbehren und an allen

gesellschaftlichen Ereignissen teilnehmen. Für sie war es wichtig, einmal mit ihm getanzt und ein Glas Sekt getrunken zu haben.

Vielleicht fühlte sie sich von anderen beneidet. Wahrscheinlich hielt sie sich auch für unglücklich und unverstanden, wie viele Patientinnen in mittleren Jahren. Dazu kam ihre Krankheit. Sie mußte wahrscheinlich operiert werden. Der Fall lag nicht schwerer als sonst, und sie war ja gesund. Bezeichnend für sie war der Wunsch, in einem Privatsanatorium behandelt zu werden. Ihm tat ihr armer Mann leid, der das bezahlen mußte. Krusius hatte ihr das Privatsanatorium schonend ausgeredet und ihr die Klinik vorgeschlagen. Sie würde es dort gut haben.

„Das Fest damals war ein großer Erfolg", fuhr sie fort. „Es stand ein langer Bericht in der Zeitung und auch mein Name wurde —"

Krusius stand auf, sie schwieg auch gleich, er drückte die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

„Und nun hören Sie auf meinen Rat, gnädige Frau, nicht wahr", regte er an. „Ich kann auf das Bestimmteste versichern, daß Ihre Operation — — falls sie überhaupt nötig ist — harmloser Art ist, und sie in der Klinik bestens aufgehoben sind. Wenn Sie nicht wieder gesund würden, möchte ich wissen, bei wem das dann der Fall sein sollte. Genaueres kann ich allerdings erst sagen, wenn ich die Röntgenaufnahme gesehen habe. Was Sie brauchen, ist Ruhe und besondere Behandlung. Das haben Sie, wie gesagt, in der Klinik. Und — — — und es wird wirklich nicht teuer sein. Verlassen Sie sich ganz auf mich. Sie erhalten noch Nachricht, wann ich mit Ihrem Eintritt in die Klinik rechne."

„Es muß also sein?"

„Es muß sein, gnädige Frau. In einem Vierteljahr sind wir wieder gesund, und ich freue mich schon auf das nächste Fest, auf dem ich bestimmt wieder mit Ihnen tanzen werde."

Sie nestelte an ihrer Handtasche herum und verspürte die zwei Zehnmarkscheine, die sie mitgebracht hatte. Krusius schrieb aber nur eine Liquidation über fünf Mark aus. Die Sekretärin, die die Kasse führte, wunderte sich nachher, denn sonst begannen die Buchungen erst mit zwanzig Mark. Krusius beantwortete den fragenden Blick nur mit einem Lächeln. Die Nächste, die es verschmerzen kann, würde den Fehlbetrag schon wieder hereinbringen.

Da die Besuchszeit vorüber war, begleitete er Frau Steinbach hinaus. Sie stieg in ihren Wagen und er schloß galant die Tür.

Gerade fuhr der Wagen an, als ein hellblauer Sportzweisitzer um die Straßenecke herumkam. Die Insassin, eine junge Dame, winkte Krusius lebhaft zu.

Es war Charlotte Berkenfeld. „Hallo, Bernhard", rief sie, „da komme ich ja gerade recht, wie ich sehe."

Er ging ihr erfreut entgegen und war ihr beim Aussteigen behilflich.

Charlotte war anfangs der zwanziger Jahre, sah aber in Wirklichkeit viel jünger aus. Sie war schlank und sportlich, hatte hellblondes Haar und blaue Augen. Sie legte ihren Arm in den des Verlobten und ging mit ihm ins Haus.

„Ich habe Tennis gespielt nach dem Essen", erzählte sie. „Und was meinst du, ich habe immer gewonnen. Du kannst stolz sein auf dein kleines Mädel."

„Bin ich", lächelte Krusius. „Auch sonst."

Sie gingen in sein Sprechzimmer, und, nachdem er die Tür geschlossen hatte, nahm er sie in seine Arme und küßte sie.

„Ich habe dich lieb, sehr lieb", sagte er leise. „Du bist der Sonnenschein in meinem Leben."

Sie setzte sich auf die Ecke seines Schreibtisches, und er nahm im Sessel Platz, um rasch noch einige wichtige Eintragungen in sein Patientenbuch zu machen.

„Irene von Zachwitz fährt nach Italien", plauderte sie. „Ihr Vater hat einen diplomatischen Posten bekommen. Sie gibt heute Abend einen Abschiedsabend. Sie kommt natürlich zu unserer Hochzeit zurück. Sie hat es mir fest versprochen. Ich habe ihr zugesagt, im nächsten Mai — — — Habe ich recht getan?"

Er sah zu ihr auf und die grenzenlose Bewunderung und die Liebe, die in seinen Augen waren, sagten ihr, daß sie seine ganze Zustimmung hatte. Es erschien ihr als ihre größte Eroberung, die Liebe dieses ernsten, berühmten Mannes errungen zu haben.

„Läßt du Tee bringen?" fragte sie dann.

Er klingelte und gab seinem Diener den Auftrag. Während sie beim Tee saßen, kam die Sekretärin herein.

Fräulein Schmidt hatte verschiedene Pflegerinnenkurse mitgemacht, schrieb ausgezeichnet Maschine, sah gut aus, besaß ein vornehmes, zurückhaltendes Wesen — kurz, sie war eine vollendete Privatsekretärin.

„Welche Anweisungen geben Herr Professor für Frau Steinbach?" fragte sie.

„In der nächsten Woche zur Beobachtung in die Klinik eintreten. Dr. Hansen sorgt für die Röntgenaufnahme. Alles weitere werde ich dann entscheiden."

„Sehr wohl, Herr Professor."

Sie wollte gehen. Er hielt sie aber zurück. Er war am Vormittag nicht in der Klinik gewesen, weil keine Operation vorgenommen zu werden brauchte. Er fragte:

„Übrigens — — Sie haben in der Klinik angerufen? Ja? Etwas Neues?

„Frau Medow ist heute früh kurz nach fünf Uhr gestorben."

Krusius setzte die Tasse ab, die er in der Hand hielt und sprang erregt auf.

„Ich habe ausdrücklichst Anweisung gegeben, mich sofort zu benachrichtigen, wenn etwas Besonderes vorfallen sollte."

„Sie sagen, es wäre auch gestern Nachmittag angerufen worden."

„Hier bei mir?" fragte er erstaunt.

„Ja, Herr Professor."

„Davon ist mir nichts bekannt", rief er. „Ich finde das sehr sonderbar."

„Ich kann es mir auch nicht erklären", sagte Fräulein Schmidt, sie sah bei diesen Worten zu Charlotte hinüber, die, scheinbar teilnahmslos, in ihrem Sessel saß. Sie bemerkte den Blick, lachte auf einmal auf und lehnte sich zurück.

„Sehen Sie mich doch nicht so vorwurfsvoll an, Fräulein Schmidt", sagte sie. „Ich weiß, was Sie meinen. Aber, was ist schon dabei! Lieber Bernhard, du mußt schon entschuldigen." Sie wandte sich an ihn. „Wie du weißt, habe ich gestern hier auf dich gewartet, weil du nach der Sprechstunde noch einen Weg hattest. Ich habe Fräulein Schmidt weggeschickt und ihr gesagt, ich würde auf das Telephon achten.

Die Klinik hat dann auch angerufen. Eine Ärztin hat etwas von einer alten Frau gesagt, die im Sterben liege. Ich habe gefragt, ob du sie durch eine Operation noch retten könntest. Nein, hat sie gesagt. Ja, und dann — — dann habe ich die Sache ganz vergessen. Hoffentlich bist du nicht böse. Ich meine, da du ja doch nicht mehr helfen konntest ..."

Das eisige Schweigen, das auf ihre Entschuldigung antwortete, war beredter als Worte. Fräulein Schmidt wandte sich kurz ab und ging hinaus. Krusius hatte eine böse Falte auf der Stirn. Er ging langsam ans Fenster und sah hinaus. Charlotte goß ihm eine neue Tasse Tee ein, daß er es hören mußte, doch tat er nicht dergleichen. Da stand Charlotte auf und ging an seine Seite.

„Bist du wirklich böse?" fragte sie.

„Mir ist deine Handlungsweise unbegreiflich, Charlotte", erwiderte er. „Für mich wäre die Nachricht sehr wichtig gewesen. Ich wäre gegen Abend noch einmal in die Klinik gegangen."

„Und hättest mich allein gelassen", meinte sie vorwurfsvoll.

„Allerdings, Charlotte."

Er sprach ganz ruhig und überlegt. Diese Ruhe reizte sie und es kam Farbe in ihre Wangen.

Fortsetzung folgt.